Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 9 (1947)
Heft: 3

Artikel: Volksbräuche im hintern Leimental
Autor: Altenbach, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-860621

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Volksbräuche im hintern Leimental.

Von Karl Altenbach.

Das Leimental war einst ein Teil des Sundgaus, und das Volksleben der Leimentaler wurde mehr von Norden her beeinflusst als von Süden, wo die Juraketten eine wirksame Scheidewand bilden. Das zeigt sich heute noch in den sprachlichen Eigentümlichkeiten, in Sitten und Bräuchen, die mehr sundgäuerisch anmuten als solothurnerisch oder schweizerisch. Allerdings haben die vielen Jahre fast völliger Grenzsperre, die besseren Verbindungen mit der Stadt Basel und die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse vieles verwischt, verändert oder ganz ausgelöscht. Aber es ist noch manches erhalten geblieben, an dem man mit Leichtigkeit den Leimentaler erkennt, wenn er über den Jura hinüber an die Aare kommt.

Von Jahr zu Jahr verschwinden auch hier, wie im übrigen Schwarzbubenland, mehr der typischen Bauernhäuser mit den moosigen Dächern, den hohen, schmalen Dachtraufen und spitzigen Giebeln, die so dicht beieinanderstehen, dass Katzen und spielende Kinder gerade noch durchschlüpfen können. Verschwunden sind schon restlos die ausgetretenen Lehmböden aus den Küchen und die Lehmtennen aus den Scheunen, die, wenn sie durch kneten und stampfen erneuert werden mussten, Anlass zu lustigem Treiben für die Jugend gaben, aber auch die aus Lehmwickel hergestellten russigen Kamine und Kaminschosse, die manch schönes Stück der letzten «Metzgete» mehr zur Schau stellten, als verbargen. Und die währschaften, kunstvoll eingelegten Möbelstücke, die Spinnräder, Haspel, Rätschen und Hecheln, wo sind sie hingekommen? Erst verstaubten sie unbeachtet auf dem Estrich oder wurden von den unternehmungslustigen Buben ans Licht gezogen und zu Fahrrädern oder anderem Spielzeug umgewandelt und verdorben. Was noch übrig blieb, wanderte später in städtische Museen oder Trödlerläden.

Einmal noch, vor rund fünfzig Jahren sah ich in Rodersdorf dem Hanf- oder Werchbrechen zu. Da rauchte oben am Bammertrain, wo heute das Bahnhofgebäude steht, ein mässiges Feuer unter einem Stangengerüst und trocknete die darüber gebreiteten Hanfstengel. In der Nähe standen die Frauen vor den vierbeinigen Rätschen und zerrätschten unter den klappernden Latten die klingeldürren Stengel in tausend Stücklein. Rätschen und hecheln werden unsere Buben und Mädchen nie mehr sehen können, beide Bräuche sind bloss als weniger erbauliche Gewohnheiten zu Stadt und Land erhalten geblieben.

Wo sind die Dreschflegel geblieben, die einen halben Winter lang in den Tennen pochten? Welcher Jungbauer hat noch den Flegel so kunstgerecht schwingen gelernt, dass sich das «Haut» flink in der Lederkappe dreht und bolzengerade in die Höhe ragt, bevor es auf die ausgebreitete Frucht niedersaust! Einzelne dieser altehrwürdigen Dreschwerkzeuge hangen wohl noch auf den Estrichen, ein Raub der Holzwürmer, und neben ihnen auch die «Ritteren», die hölzernen Kernen-, Roggen- und Hafersiebe und die Wannen.

Eingedeckt und ausgeebnet sind auch die Feuerweiher in den Dörfern; und doch konnte man als Schulbub im Winter so schön darauf schleifen und im Sommer Schifflein fahren. Wer vor vierzig oder fünfzig Jahren in die Bezirksschule nach Mariastein ging, der entsinnt sich gewiss noch des

grossen Feuerweihers, der darauf schwimmenden Bottiche und alten Futtertröge und der verwegenen Fahrten in denselben, die nicht selten mit einem unfreiwilligen Bade endeten. Die Feuerweiher sind nicht mehr, und die Wassergräben, welche Dorf und Feld durchquerten, verschwinden auch allmählich und mit ihnen die Frösche. Die Dorfbuben brauchen nicht mehr auszuziehen in dunklen Nächten mit Rechen und Petrollaternen auf Fröschefang. Aus ist es mit den Froschschenkeln, und wenn es so weiter geht mit Entwässerung, Kanalisation und Verschmutzung, wird auch bald die letzte Forelle aus den vielbesungenen Dorf- und Mühlebächen verschwunden sein. Da, ihr verehrten Stadtherren, die ihr so kräftig mitgeholfen habt durch Pläne und Subventionen bei dem Einen, da gilt es nun auch mitzuwirken bei der Rettung des Andern, der malerischen Bäche mit ihren Pappel- und Erlenreihen, die so manchem Vogel Zuflucht bieten, und der muntern Wasserbewohner, sonst ist es bald aus und Amen mit dem Forellenessen in den Landgasthöfen.

Noch gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts kamen regelmässig, meist im Laufe des Winters die verschiedenen Handwerksleute auf die Stör. Am besten ist mir der alte kleine Dorfschuhmacher mit dem rötlichen Spitzbärtchen in Erinnerung geblieben. Da schlug er eines Morgens auf der Bank vor dem Stubenfenster seine fliegende Werkbank auf, breitete Hämmer, Zangen und Leisten darauf aus, Ahlen und «Gnypen», Zwirnknäuel und Schachteln voll eiserner und hölzerner Zwecke, stellte auf die eine Seite seines Stühlchens einen Zuber voll Wasser zum Einweichen des Sohlleders und legte auf die andere den schweren rundlichen Klopfstein. Dann begann die Arbeit mit der Herrichtung eines langen Schusterdrahtes. Vom Fensterbeschläge zur Türklinke am andern Ende der Stube spannte er das Garn, drehte es zusammen und bestrich es, auf und ab schreitend, mit Pech. Noch musste an jedem Ende eine steife Schweinsborste eingedreht werden, und dann konnte die Arbeit beginnen. Krachend glitt der Draht durch die mit der Ahle vorgebohrten Löcher.

Heutzutage geht etwa noch da und dort der Sattler auf die Stör, um Kuh- und Pferdegeschirre herzurichten und zu schmieren oder brettig gewordene Matratzen umzuarbeiten, vielleicht auch noch die Schneiderin; aber der Schuhmacher bleibt in der Werkstatt bei seinen Maschinen.

Der elsässische Ritteremacher geht nicht mehr durch die Dörfer, der Pfannenflicker schlägt nicht mehr seine fliegende Werkstatt auf an der Kirchhofmauer, um schadhafte Kochgeschirre zu «plätzen» und abgescheuerte Esslöffel neu zu verzinnen, der Harzmann fährt nicht mehr vorbei, und der Fegsandhändler lässt seinen langgezogenen Ruf «Fä—ä—ägsang» nicht mehr erschallen. Sil und Per und Vim haben ihn für alle Zeiten verscheucht. Von allen diesen periodisch durchs Dorf ziehenden Gestalten ist mir der Guckkastenmann in bester Erinnerung geblieben. Ein- oder zweimal im Jahr schob er von einem Elsässer Dorf her sein Kärrlein über die Grenze. Dann eilten Buben und Mädchen herbei und durften in dem schäbigen Kästlein Bilder von Napoleon und Kaiser Wilhelm oder das Häusermeer von London und Paris angucken. Dafür reichten sie dem armen Teufel einen Sou oder ein Fünfpfennigstück. Sou nannte man den schweizerischen Fünfräppler, der seit 1871 an die Stelle der bekannten französischen Kupfermünze getreten war,

Foto W. Höflinger, Basel.

Rodersdorf.

und neben den schweizerischen Scheidemünzen kursierten bis etwa zur Jahrhundertwende ebenso zahlreich die deutschen. Nur langsam bürgerten sich die bisher fast unbekannten Ausdrücke Rappen und Batzen ein.

O nein, es war nicht langweilig im Dorf, auch ohne Fussball und Radio. Wenn nicht fremde Gäste Abwechslung brachten, so sorgten die kalendermässigen Feste und die wechselnde Beschäftigung in den verschiedenen Jahreszeiten für solche. Da waren einmal die hohen Festtage, Neujahr, Fastnacht und Ostern. An diesen Tagen sieht man noch heute die Buben und Mädchen mit weissen oder geblümten Tüchlein zu ihren Taufpaten eilen. Freundlich werden sie empfangen und bewirtet und am Abend nach Hause entlassen mit einem Gugelhupf oder ellenlangen Göttiweggen am Neujahr, mit knusperigen «Chnyplätzen» zur Fastnacht und einem halben Dutzend gefärbter Eier an Ostern in den mitgebrachten Tüchern. In Hofstetten ist es üblich, dem Göttibuben einen Lebkuchensäbel zu schenken. Viel zu reden gibt auch vor und nach dem Fastnachtssonntag das Fastnachtsfeuer. Da durchziehen am freien Samstagnachmittag die Schulbuben das Dorf, schreiend und johlend:

«Strau, Strau, Stängelwälle
Chiechli uf em Täller»

sammeln Strohbündel, Wald- und Rebwellen und schaffen alles auf den gewohnten Platz am Waldrand. Am Sonntag, nach Einbruch der Abenddämmerung streben sie dann mit einer schlanken Gerte auf der Schulter und

einem Bund gedrechselter, früher auch selbst mit dem Beil aus grünem Buchenholz geschnitzter «Schibli» dem Feuer zu. Hier stehen schon viele mit glühenden Gesichtern um die Flamme, lassen die dürren Hölzchen glühend werden und schleudern sie dann von der Scheibenbank in weitem Bogen in die finstere Nacht hinaus. An einigen Orten ist es üblich, den Wurf mit einem Sprüchlein zu begleiten, der etwa der Liebsten gilt:

«Schibli, Schibli, über e Rhy,
Du sellsch für mi Bethli sy.»

Aber es wird von schadenfrohen Gesellen auch gern in der chronique scandaleuse geblättert:

«Schibli, Schibli, über e Rhy,
Der Sepp stygt gärn zum Faister y».

Den dunklen Heimweg erhellen farbige Papierlampions, früher waren es selbst gebastelte Kienfackeln.

Während der langen Fastenzeit sind öffentliche Belustigungen verpönt, da beherrschen besonders gegen das Ende derselben alte kirchliche Bräuche das Feld. Am Palmsonntag trägt fast jedes Schulkind eine Palme zur Kirche, die grösseren deren mehrere. Diese Palmen sehen alle ähnlich aus, sind aber in den Einzelheiten von Dorf zu Dorf verschieden, und es braucht schon einige Fertigkeit, um sie traditionsgemäss herzustellen. Da benötigt man vorerst ein schlankes Tännchen, je höher, desto besser; das wird bis zur Spitze von den Aesten befreit, sauber geschält und mit einer Glasscherbe fein geglättet. Etwa eine Armlänge unterhalb der Spitze bindet man mit einer gespalteten Weide vier Haselgerten und einige Sefi- oder Buchszweige fest, die gleichmässig zu einem netten Bärtchen gestutzt werden. Zwischen den Ruten und um dieselben gruppiert man eine Anzahl Stechpalmenzweige und bindet alles oben mit einem farbigen Band zusammen. In Rodersdorf bildet ein zierliches aus geschälten und ausgehöhlten Holunderstäbchen hergestelltes Kreuzchen den Abschluss, an andern Orten leuchten rote, an die Haselgerten gesteckte Palmenäpfel aus den grünen Stechpalmenblättern. Bis am Charsamstag stehen diese Kunstwerke einsam in den Gärten vor den Häusern; an diesem Tage aber leistet ihnen bis zum Abend der Jude Gesellschaft. Das ist ein harmloses Tannen- oder Buchenscheit, das am frühen Morgen eine Weile ins Osterfeuer vor der Kirche gelegt und angekohlt worden war. Den Juden verbrennen nennen dies die Palmbuben. Wenn sie dann noch vor Ostern die Palme in Schopf oder Scheune versorgt haben, ist ihre Arbeit für ein Jahr getan und sie können dafür ein paar Ostereier als Lohn entgegennehmen.

Willkommene Abwechslung und höchst erwünschten Schulausfall bringen der Dorfjugend die Tage der Kreuzwoche. Fast jeden Vormittag pilgern da die Gemeinden des Leimentals mit Kreuz und Kirchenfahne nach Mariastein. Hoch und lebhaft geht es besonders am Hagelfeiertag, dem Tage nach Christi-Himmelfahrt her. In den ersten Morgenstunden sammeln sich Buben und Mädchen, wenn die Feldarbeiten nicht zu dringend sind, auch zahlreiche Männer und Frauen auf dem Dorfplatz. In zwei Reihen hinter Kreuz und Fahne schreitend bewegt sich der «Kreuzgang» zum Dorf hinaus. Kräftig schlenkern die Männer und Knaben ihre Rosenkränze in den Händen, und

Fronleichnam in Witterswil.
Die Spitze der Prozession mit Kreuz und Fahne.

Foto R. Wegmann, Basel.

laut tönt das Gebet durch die Gasse. Auf dem steilen holperigen Waldweg geht manchem alten Männlein und Weiblein schier der Atem aus, das Gebet verstummt beinahe und schwillt erst wieder an, wenn die Anhöhe und das ebene Feld erreicht sind. Am Glockenturm der Wallfahrtskirche rückt der Uhrzeiger gegen sieben Uhr. Auf allen Strassen und Wegen streben die Prozessionen dem gemeinsamen Ziele zu, die farbigen Fahnen flattern im Winde, verschwinden für eine Weile hinter Obstbaumgruppen und tauchen wieder auf. Die Buben haben viel zu flüstern: «Dort kommen die von Metzerlen, von Burg, von Hofstetten, Bättwil und Witterswil.» Weit oben am Blauen wird eine Fahne sichtbar, und aus dem Waldesdunkel taucht der Kreuzgang von Röschenz oder Blauen oder gar von Breitenbach auf. Unaufhörlich läuten die Glocken zur Begrüssung, und die Kirche vermag bald das viele Volk nicht mehr zu fassen. Nach dem Gottesdienst herrscht auf dem Platze unter den alten Linden ein lebhaftes Durcheinander; denn jetzt erst ist für Buben und Mädchen der Höhepunkt des Tages angerückt. Längst schon brannten ihnen die Batzen von Vater oder Mutter, von Götti oder Gotte in der Tasche, und jetzt drängen und stossen sie sich bei den Gutziständen, um sie endlich loszuwerden. Die Klügern erstehen einen frischen Weggen, andere gelüstet es nach Lebkuchen und Zuckerstengeln, und dann stehen sie herum, kauend und lutschend und betrachten und begutachten gegenseitig ihre Einkäufe. Die Frauen fühlen sich eher von den «Nuschterständen» angezogen, wo Rosenkränze, Gebetbücher, Heiligenbildchen, Amulette und andere Andenken zu haben sind, denn die Daheimgebliebenen sollen auch etwas bekommen, und wenn es nur ein billiger «Sackseppli» wäre, eine winzige Statue des heiligen Joseph in einem Blech- oder Holzgehäuse, die man in der Tasche nachtragen kann. Die Männer treffen Bekannte aus den Nachbardörfern, mit denen sie vorerst feststellen, wie gross dieses Jahr die Zahl der erschienenen Prozessionen ist, dann gehen sie zum Stand der Feldfrüchte über und setzen sich schliesslich zu einem Glas Wein, bis die Glocken zur Heimkehr mahnen. Etwas anders gestaltet sich die Prozession am Fronleichnamstage. Diese ist eine besondere Angelegenheit jedes einzelnen Dorfes und führt auch nicht aus

Fronleichnam in Witterswil.
Messdiener vor dem Allerheiligsten.

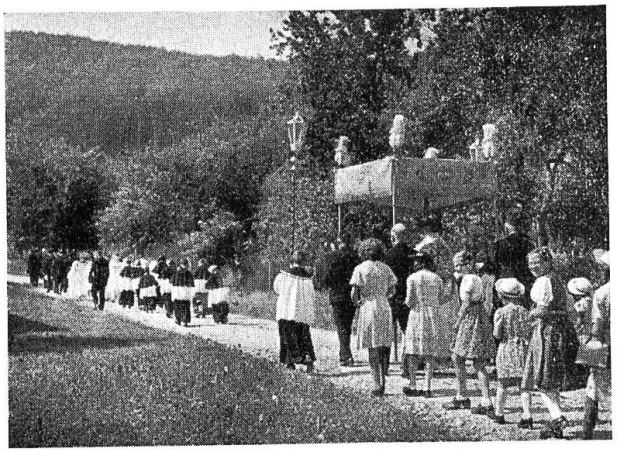
Foto R. Wegmann, Basel.

demselben hinaus. In jeder Dorfgasse wird da ein Altar aufgeschlagen, und die umliegenden Bauernhäuser machen sich eine Ehre daraus, den ihrigen recht prächtig herauszuputzen mit frischgeschnittenen jungen Buchen und Tannen, mit Blumenstöcken, Teppichen und Heiligenbildern. Aber auch die andern Dorfbewohner haben an diesem Morgen alle Hände voll zu tun. Sie pflanzen belaubte Buchenäste zu beiden Seiten der Strasse auf und bilden auf der Mitte derselben ein schmales Band von sternförmig hingelegten Schwertlilien oder Farrenkrautwedeln, zwischen denen sie bunt durcheinander abgezupfte Feldblumen oder Blütenblättchen von Pfingstrosen und Schneeball hinstreuen. Auf diesem blumigen Pfad wandelt dann der Pfarrer unter dem Baldachin, die vergoldete Monstranz mit dem Allerheiligsten in den Händen tragend und umgeben von zahlreichen Ministranten und andern Gehilfen. Bei den Altären kommt die Prozession zum Stillstand, das Glockengeläute verstummt, und nach einigen Gebeten und Gesängen schickt sich der Geistliche an, den Segen zu erteilen. In diesem Augenblicke, wo alles andachtsvoll das Knie beugt, krachen, bumm, bumm, mächtige Böllerschüsse aus altertümlichen «Katzenköpfen». Besser gesagt, sie krachten in früheren Zeiten, jetzt ist dieser Brauch abgestellt. Aber ehedem, da wurde nicht gespart an dem schwarzen Pulver. In Rodersdorf pülverte man auch am Nachmittag weiter, wenn nach der Vesper das ganze Dorf auf dem Kirchplatz versammelt stand. Da trat ein Jungbursche, dem es nichts ausmachte, vor so vielen Leuten das Maul aufzutun, hinter der Hecke hervor und verkündete mit lauter Stimme:

«Wir erlauben uns, zu Ehren des hochwürdigen Herrn Pfarrers ein «Salve» zu schiessen.»

Hierauf donnerten in nächster Nähe drei oder vier Schüsse so gewaltig, dass die Mädchen und Frauen aufkreischten und die Kirchenfenster klirrend sprangen. Nachdem so als erster der geistliche Herr geehrt war, kam der Ammann an die Reihe, dann der Kirchenpräsident und nach ihm weitere ehrenwerte Dorfbewohner, bis das Pulver zur Neige ging. Die so Geehrten spendeten den wackern Schützen am Abend dann einen tüchtigen Trunk.

Erfahrene Bauersleute achteten am Fronleichnamstag darauf, ob am Abend die gestreuten Blätter und Blumen auch recht dürr geworden sind; denn daraus schliessen sie auf eine gute oder schlechte Heuernte. Diese setzt nun ein, die Getreideernte folgt, und was an alten Bräuchen noch fortbesteht, hängt mit diesen wichtigen Arbeiten zusammen. Vor vierzig Jahren



Fronleichnam in Witterswil.
Der Baldachin mit dem Allerheiligsten.

Foto R. Wegmann, Basel.

noch wäre einer schief angesehen worden, wenn er die Mähmaschine zum Getreidemähen gebraucht hätte. Man schnitt es allerdings auch nicht mehr mit der Sichel. Diese wurde wie heute nur noch zum Wegnehmen und Antragen verwendet. Die Männer mähten das Getreide mit der Sense und dem am Worb befestigten «Bögli» sorgfältig an, sodass sich die abgeschnittenen Halme gegen die noch stehenden lehnten und nicht auf den Boden fielen. Rückwärts gehend nahmen Knaben und Mädchen mit gebeugtem Rücken weg und breiteten das Getreide in langen «Zatten» auf dem Acker aus. Dazu schlug wohl hie und da die Wachtel: «Bugg der Rügg, bugg der Rügg!»

Er dauerte auf diese Weise freilich etwas länger, der Kornschnitt, aber schliesslich kam man doch an den letzten Acker und an die letzten paar Halme. Bevor der Bauer diese abschnitt, rief er Schnitter und Schnitterinnen herbei, und alle verrichteten, den breitrandigen Hut in den Händen, ein stilles Dankgebet. Dann erst fielen unter den drei letzten Sensenhieben und unter Anrufung der drei heiligsten Namen die noch verbliebenen Halme. Die Mutter las von den schönsten Aehren daraus und vereinigte sie zu einem «Glückshämpfeli», das bis zum Getreidetrusch in der Stube hinter dem Kruzifix stak. Dort sieht man es wohl auch heute noch in Bauernhäusern, ob es aber immer noch auf dieselbe feierliche Weise geschnitten und gebunden wird, das möchte ich bezweifeln.

Zahlreiche alte Volksbräuche spannen und woben um Glocken und Glockentürme, und sie sind auch heute noch nicht völlig abgefangen und vernichtet von dem Netz verschiedenartiger Leitungsdrähte, die das Dorfbild verunstalten. So läuten immer noch am frühen Morgen des Allerseelentages eine Stunde lang die Kirchenglocken über die Gräber. In Rodersdorf durchziehen dann am Nachmittag die Armenseelenläuter, ein Grüpplein grösserer Schulbuben, das Dorf mit dem Ruf:

«D'Armeseeleliter sin do; si sin hungrig, durstig und gäldgierig».

Darauf erhalten sie von den Leuten Geld, Brot, Butter, aber auch Most und Wein. Diese Gaben verzehren sie gemeinsam zum Teil, der Rest wird gleichmässig verteilt. Oft trinkt auch einer zu viel von der zusammengeschütteten Brühe und torkelt als armseliger Armenseelenläuter nach Hause. Am Feierabend vor Weihnachten erklingt vom Kirchturm das «Heiliwogläuten». Ob da immer noch die Knaben mit Strohbündeln in die Obstgärten eilen, um die Obstbaumstämme damit zu umwinden und so vor Winterfrost zu schützen?

Foto W. Höflinger, Basel.

Mariastein.

Laut verkündet es eine Glocke, wenn ein junger Erdenbürger zur Taufe getragen wird, bei einem Knaben ist es die grösste, bei einem Mädchen eine kleinere. Auf dieses Zeichen eilt die Jugend zum Kirchplatz. Jetzt tritt die Hebamme mit dem Täufling auf den Armen aus der Kirche, ihr zur Seite Pate und Patin, und jetzt kommt, was die Kinder erwartet haben. Die beiden greifen in die grossen Papierdüten und streuen mit vollen Händen Zukkerbohnen in die dicht gedrängte Schar. Lachend, schreiend, sich stossend bücken sich alle danach und trachten, möglichst viel davon zu erhaschen.

Im Leimental wie in andern Gegenden griff es ehedem den Jungburschen an die Ehre, wenn ein Ortsfremder die Absicht bekundete, ein Mädchen des Dorfes wegzuheiraten. Nicht selten wurde der Freier, wenn er nächtlicherweise seine Geliebte besuchte, verjagt oder gar misshandelt. Jetzt geht es nicht mehr so rauh zu; aber so ganz ungeschoren kann er seine Braut doch nicht wegführen. Am Hochzeitstag erwarten einige Dorfburschen das junge Paar vor der Kirche, wenn es von der Trauung kommt, um ihm nach alter Sitte zu «spannen». Ihrer zwei halten die Frischvermählten durch ein ausgespanntes Seidenband auf, während ein dritter mit einem passenden Spruch einen Trunk kredenzt. Darauf muss der junge Ehemann seine Frau durch einen ansehnlichen Geldbetrag gleichsam loskaufen. Dieser darf nicht zu niedrig bemessen sein; denn daraus kann geschlossen werden, wie hoch er seine Erwählte etwa einschätzt.

Wie dieser zeigen sich viele alte Volksbräuche oft in rauher Schale; aber es wäre verfehlt, deswegen nach Abstellung derselben zu schreien; denn in allen steckt ein guter Kern.